

Der Koffer war gepackt, in einer Stunde ging's zu Bahn. Der Koffer war ein bißchen groß, indes, man konnte doch nicht auf sechs Wochen in die Welt reisen wie ein armer Handwerksbursch, all' seine Habseligkeiten im Kofferlein. Reisen — im Grunde genommen, machte er sich gar nicht so viel daraus. Man wußte nie so recht, wie man's traf, während man doheim auf alle Fälle wußte, was man hatte. Freilich, das vollendete Ideal war's auch nicht unter allen Umständen. Wie man sich's in seinen vier Pfählen gerichtet hatte, ging's ja am Ende schief, aber so das drum und dran, mit dem sie einander aufzuehten und dem sie sich fühlten. — Jetzt so seit einiger Zeit an seinem Stammtisch das Augenblicke und die verblühten Anspielungen, nu nee! Ein paar Mal schon war er drauf und dran gewesen, festschreibend zu werden, hätte nicht seine noble Lebensart ihm gefaßt, daß schweigendes Ignorieren auf alle Fälle nützlicher und vornehmer sei. Aber passen that ihm das ganz und gar nicht! Und nun vollends, als ob die ihm gepakt hätte, die! Er war doch nicht etwa fünfundsiebzig Jahre alt geworden und seine war ihm recht gewesen, damit er nun schließlich auf so was reinfiel.

Das heißt, er wollte nicht etwa Andeutungen machen, als ob — i Gott bewahre — Propper, die verwitwete Frau Toni Schreiber, tadelloser Propper, so was Reputation und meinetwegen auch den äußerlichen Menschen anbetraf. Aber so das mehr Seelische, das, was drüber schwebte über dem Alltag, über dem bloßen, positivistischen. Und sie schwebte ganz und gar nicht. So wie ihr Fuß fest und zielbewußt über die Straße schritt, so ging auch ihre Nase gleichsam in derben, haltbaren Schnürstiefeln.

Ein Wort hatte er des Oeffteren von ihr gehört, das gleichsam ihres ganzen Daseins Leitmotiv zu sein schien — zweckdienlich. Das Wort war's zu meist gewesen, was ihn von ihr abgebracht hatte. Denn wenn er selbstredend auch nie an irgend ein intimeres Nähertritten gedacht hatte; so als bloße Bekanntschaft, mit der man gelegentlich zusammentraf und sich ein bißchen verschwatzte, hatte er sie ganz annehmbar gefunden. Aber die Zweckdienlichkeit hatte ihm zu denken gegeben.

Er war von Haus aus ein ideal veranlagter Mensch. Daß er in seinem Ueberbärtigkeit sein Rechnungsrath dem Praktischen sein Interesse entgegen lassen müßte, genügte zur Erfüllung seiner Staatsbürgerpflicht. Nach Schluß der Amtsstunden da hieß der Herr Rechnungsrath Eduard Leifering und der war, wie gesagt, von Haus aus ein ideal veranlagter Mensch.

Zweckdienlich. — Er hatte sich ihr ganzes Leben, soweit er's konnte, überdacht. Zweckdienlich war's ganz gewiß gewesen, daß sie den vermögenden Buchhändler Schreiber geheiratet — zweckdienlich konnte man's gewissermaßen auch nennen, daß der verdrückliche Lebertrank nach achtjähriger Ehe gestorben war — obgleich diese Zweckdienlichkeit ihr am Ende nicht zur Last fiel. Aber vornehmlich zweckdienlich war's, daß sie nicht, wie sich das vom Standpunkt des Feinerempfindens aus gehört hätte, als alleinstehende, kinderlose Wittwe sitzsaß bescheiden in die Verborgenheit des Privatlebens sich zurückzog, sondern die gut rentirende Buchhandlung weiter behielt, sich einen Geschäftsführer hielt und selber inspierte und revidierte, wie ein richtiger erfahrener Kaufmann. Und zum letzten und nicht zum wenigsten — sie stand in der Mitte der Dreieck — vielleicht mochte es ihr zweckdienlich dünken, da noch mal eine kleine Namensänderung vorzunehmen und fürderhin als Frau Rechnungsrathin Leifering zweckdienlich zu leben.

Nun ja freilich, das hätte ihr passen können! Aber ihm paßte es nicht. Auch nicht von ferne.

Und darum — nicht ausschließlich darum — aber doch darum mit — stand hier der Koffer gepackt. Wohin er reiste, hatte er keinen gesagt. Im Grunde wußte er's selber noch nicht genau. So irgendwo da runter — Oberbayern, Salzammergut oder Tirol.

Im Salzammergut sah er fest. Und es regnete, wie es im schönen Land der blauen Seen des Südtirols zu regnen liebt. Zwei Wochen lang war er die Kreuz und Quer herumgereist, und zwischen Fisch und Auster in einem grünen Reife sah er fest. Und es regnete.

„Nu hab ich's satt!“ hatte er gefagt, da er dem Coupé entstieg, nach dem Gepäckträger rief, ihm seinen Koffer zu besorgen.

strahlendem Lächeln am nächsten Morgen das schmutze Dirndl, das ihm den Koffer brachte.

Natürlich regnete es. Tripp tripp, klatsch klatsch, fiel's hernieder. Der Himmel war grau, grau war der Nebelschleier über den Bergen und Eduard Leifering fror.

Tripp tripp, klatsch klatsch. — Ein Tag verging und noch einer.

„Jetzt hör's ja rein nimmer auf,“ sagte das freundliche Dirndl am vierten Morgen. „Na, hierinn' z'wenigst is trocken.“

Trocken war's freilich in der Wirthsstube und im mächtigen Kachelofen brannte ein Feuer. Davor stand der Rechnungsrath und wärmte sich die Hände.

Er schimpfte nicht laut auf das Wetter, wie die übrigen Invasoren des ländlichen Gasthauses, seine Lippen waren fest geschlossen, aber hinter den fest geschlossenen Lippen knirschten leis die Zähne.

Gestern war ihm der Gedanke gekommen, zurück nach Fischl zu fahren. Da gab's wenigstens Mittel, die Zeit todzuschlagen. Aber ein Blick auf seinen Koffer, den er nach der Ankunft im ersten Raptus total ausgepackt, ließ ihn anderen Sinnes werden. Wieder ein paar Stunden auf den Knien herumrutschen, um das, das nun Spind und Schubladen füllte, in den kleinen Raum einzuzwängen. — Pre! Lieber noch einen Tag warten, bis die Sonne wieder hindurchkam. Einmal müßte sie ja doch wieder kommen.

Vorläufig freilich verrieth sie auch nicht durch das leiseste Anzeichen diese schöne Absicht.

Daß es da noch Menschen gab, denen darüber das Lachen nicht verging, die noch lachen konnten! So hell und leichtfertig unbekümmert, wie es jetzt draußen vom Fuz herindrang. Ein Frauenzimmer natürlich — die sind eben allerwegen die Oberflächlichen.

Da wurde die Thür geöffnet und, gefolgt von dem eifrig schwabenden Dirndl, trat eine ein. Eduard Leifering lugte ein wenig aus seiner Offende hervor, der sie den Rücken lehnte. Eine städtische Frauengestalt im kurzgeschürzten Ledeanzug, den Alpenstock in der Hand, den Rucksack über den Schultern, Bergstiefel an den Füßen, den Tirolerstich auf dem Kopf und pudelnack.

„So, nun sint einen steifen Grog, hernach ist's schon gut.“ Das Dirndl verschwand, Eduard Leifering aber stand erstarrt. Diese Stimme — dazu die ganze Gestalt —

Da hatte sie sich auch schon herumgedreht und ihn erblickt. Im nächsten Augenblick lehnte der Stod an der Wand und sie stand mit ausgebreiteter Hand vor ihm — sie — die Zweckdienliche — Frau Toni Schreiber.

„Das denn' ich aber mal eine Lebertrankung! Grüß Gott. Wie geht's denn?“

„Wie soll's gehen?“ Seine Augen blickten in den Regen hinaus und in seiner Seele seufzte es: „Ein Unglück kommt selten allein.“

Sie hatte sich's auf der Ofenbank bequem gemacht. Ihr Mund lachte, ihre Augen lachten.

„Ich hab einen gehörigen Aneignung abgetriegt. Ich komme über die Zweieinhalb daher. Heut' früh um Sonnenaufgang klarte sich der Himmel, da dacht' ich, es macht sich und bin losgezogen.“

„Allein?“ fragte der Rechnungsrath nur. Ton und Miene drückten höchste Mißbilligung aus.

„Nicht verstellen — lenne Sie doch anders. Die Sonne traut sich ja nicht wieder vor, wenn Sie so ein böses Gesicht machen.“

Er lächelte ein wenig spröde. „Aber ich bitte Sie, ganz und gar nicht.“

Als natürlicher Mensch hätte er eigentlich hell hinauslachen müssen und sagen: „Sie haben recht, ich bin ein Esel.“

Vielleicht hätte er's auch gethan, wenn nicht vorher jenes fatale Wort wieder in seinen Ohren getracht hätte. Jemand hatte eine Bemerkung gemacht und sie hatte darauf erwidert: „Zawohl, das ist das einzig zweckdienliche.“

Na, ihm schien's eben auch zweckdienlich, sich nicht intimer zu Frau Toni Schreiber zu stellen. Und morgen reiste er weiter.

Von einem merkwürdig fremden Gefühl wurde er in aller Frühe des nächsten Morgens erweckt. Noch die Augen geschlossen, rieb er an seiner Nase, seinem Gesicht herum, öffnete die Lider, schloß sie zuckend wieder, schlug sie von Neuem auf und starrte gebendet gerade aus. Ja, was war denn das? Was das war? Am blauen Himmel schien die Sonne, schien durch das unverschüllte Fenster geradewegs auf sein Bett, auf sein Gesicht.

Mit einem Satz war er auf den Füßen. Sein Blick fiel auf den Koffer. Ja, so er wollte ja reisen. Aber jetzt — wo endlich wieder die Sonne schien — paden? Abends, wenn er zurückkam, konnte er das besorgen. Jetzt erst mal hinaus und die Gegen abstreifen. Und schnell, ehe auch Frau Toni sich ermunterte und dieselbe den Wunsch kundgab, sich ihm anzuschließen.

„Gott vom Dachstein auf, Wo der War noch host?“

Zawohl, das war der Weg hinan, aber Eduard Leifering sang nicht im fröhlichen Vorwärtschreiten das schöne Lied. Auf einem Felsblock am Wegrand sah er und neben ihm hockte das Glend. Seit einer Stunde schon sah er so und lauerte, ob nicht einer kam. Keiner war so wahrnichtig wie er, sich auf einen Weg zu werren, wo er noch Gott danken mußte, wenn er nur Arm und Beine und nicht geradezu das Genick brach. Und wenn nun überhaupt keiner kam und er nun einsam und verlassen hier verkommen mußte in seiner Qual? Mühselig suchte er sich zu erheben und sank ächzend wieder auf den Fels zurück. Es war unmöglich. Und er lauerte, lauerte.

Und plötzlich klang's an sein Ohr wie Sphärenmusik. Kräftige Schritte wurden laut. Die Rettung kam.

Sie kam. Im hochgeschürzten Ledeanzug, mit Rucksack und Alpenstock in der Hand —

„Sieh da. Schöne Seelen finden sich doch immer wieder. Aber — was machen Sie für ein Gesicht — seht Ihnen was?“

Er stöhnte. „Mein Fuß.“

„Ach — vertragen?“ fragte Frau Toni Schreiber.

Er wogte schmerzvoll den Kopf. „Wenn's nur kein Bruch.“

bis zum Abend wirklich fast geschafft. An den Rückmarsch war aber nicht mehr zu denken. Dem Blessirten wurde die Bettstatt der Sennerin eingeräumt, diese selbst schlief mit Frau Toni im Heustadel.

Eduard Leifering schlief nur wenig. Er hatte zu denken. Und ganz verloren sah er am nächsten Morgen Frau Toni gegenüber. Sie plauderte, aber wie es ihm dünkte, auch nicht so unbefangenen munter wie stets. Kein Wunder, die seltsam intime Situation des gestrigen Tages machte auch sie befangen. Eine Stunde lang hatte sie seinen nackten Fuß im Schoß gehalten und ihn geknetet. Jemand etwas mühte geschwehen, um da den Ausgleich zu bringen. Aber was? Was —?

Ein paar Mal schon hatte er zu reden angefangt und immer wieder brach er ab. Da bemerkte er die Arme auf und sah sie flehend an. „So helfen Sie mir doch.“

Bekümmert sprang sie auf, beugte sich zu seinem Fuß hinab. „Ja freilich, wir wollen gleich wieder massiren.“

Doch er wehrte sie ab. „Ach nein, eben gerade deswegen — da muß doch was geschehen.“ Er sah sie unverwandt an und plötzlich mit einem Ruck: „Wissen Sie, das Einfachste wär's schon, ich heirathe Sie.“

Sie brach in helles Lachen aus. „So gewissermaßen als ärztliches Honorar — ach nein, so unverkündete Rechnungen stell' ich nicht aus.“

„Aber das ging doch gestern ganz gut, wir Beide zusammen. Und warum soll's das nicht immer gut geben? Ich mein's wirklich in allem Ernst, das mit dem Heirathen.“

Stief sah sie ihn an. „Wirklich — in allem Ernst?“

„Ja — gestern ging das gut zusammen. Und — Sie haben recht — warum soll's das nicht immer gut geben.“

„Ihre Hand streckte sich ihm entgegen.“

„Es ging gut. So nach Jahr und Tag, als Eduard Leifering allmählig in die geheimsten Wesensfalten seines Weibes eingedrungen war, wollte ein Ahnen an ihn rühren, daß vielleicht jenes Treffen im Gebirge nicht eitel Zufall gewesen sei, sondern daß da möglicherweise eine kluge Hand oder ein weisshauer Kopf ein wenig mit geholfen habe.“

Die letzte Flack.

Von Mathilde Mann.

Kommandeur Lind ach regelmäßig an allen Sonn- und Feiertagen bei seinem alten Freund, Admiral Rörby. Der Kommandeur war unverheiratet, der Admiral verheiratet, beide aber waren schon längst verabschiedet und hatten folglich reichlich Zeit, die Angelegenheiten der Marine zu besprechen und die vielen gemeinsamen Jugenderinnerungen aufzurufen.

„Jahomer alter Rum!“ sagte der Kommandeur eines Tages zu dem Admiral, als sie nach Tische eine Cigarre rauchten und ihren Kaffee tranken.

Kommandeur, als ihm der Admiral einen Schnaps von dem alten Rum eingeschenkt hatte. „Dürfte ich wohl ein eines der gewöhnlichen Gläser bitten?“

„Wir haben ein neues Viqueurserbice bekommen.“ stammelte der Admiral: „Meine Frau fand die alten Gläser seien reichlich groß für so ein Paar alte Kavaliere wie wir.“

„Das sind Fausen, lieber Rörby! Damit der Rum mit mir ausbleiben soll, host Du die Puppengläser angeschafft.“

„Na ja, um Dir einen Genuß, auf den Du Werth legst, so lange wie möglich zu verschaffen!“ erwiderte der Admiral nervös: „Du bist doch wohl, hoch mich der Zusehler, nicht so abergläubisch, daß Du —“

„Sage mir ganz ehrlich: bin ich bei der letzten Flasche?“ fragte der Kommandeur.

„Rein!“

„Wie viele hast Du denn noch?“

„Ach, was weiß ich!“

„Ja, das weißt Du sehr wohl!“

„Wenn es Dir wirklich Spaß macht, es zu wissen Lind, so ist noch eine da. Wenn die geleert ist, mußt Du zum Cognac übergehen, so wie ich! — Cognac ist übrigens auch gefunder!“ fügte der Admiral ein wenig gezwungen hinzu.

„Also eine Flasche! — Da weißt man ja, wonach man sich zu richten hat! — Wie viele von den Miniaturgläsern gehen denn auf eine Flasche, und wie viele Sonn- und Feiertage gehen auf ein Jahr?“

„Hör einmal, Lind!“ sagte der Admiral und seine Stimme war nahe daran zu zittern; „jetzt geht mir die Sache denn doch zu weit! Weil ich eines Tages ganz gedankenlos so hinsage, daß der Rum schon mit Dir aushalten soll, so — so — bildest Du Dir ein, — ach, das ist ja geradezu abscheulich! Du hast vielleicht gar die Absicht, Dich unserm Hause fern zu halten, nur um den Rum.“

„Rein, Alter, ich komme, so lange ich kann,“ entgegnete der Kommandeur, „genau so wie ich es die letzten zehn Jahre gemacht habe. Auf gute Kameradschaft!“

Der Admiral war den nächsten Tag und noch mehrere Tage ganz aus der Fassung, und obwohl der Kommandeur die folgenden Sonntage seinen Rum trank, ohne auf das heikle Thema zurückzukommen, endete es doch damit, daß der Admiral sich seiner Frau anvertraute und ihr erzählte, wie die Sachen standen. Die Admiralin besah die schnelle Auffassungsgabe ihres Gemahls und das Talent, auch dort einen Ausweg zu finden, wo die Männer keinen sehen. Sie sagte sogleich, was zu thun sei, und der Admiral räumte sogleich ein, daß sie Recht habe.

Der Weihnachtsabend kam, und natürlich war der Kommandeur bei Admirals.

„Ja, hast Du nicht bemerkt, daß alle Leute oft eine sonderbare Luft haben, umzugehen?“ Wenn sie denn die alte Wohnung verlassen, denken sie: da findet der Tod mich doch nicht!“

„Rein, wir Menschen überleben werden den lieben Gott, noch den Tod,“ sagte der Admiral.

Während der Admiral sprach, hatte der Kommandeur seine Flasche angefaßt — Keiner außer ihm erhielt davon. Er sah und sah, zuerst sichtlich erfreut, später mißtrauisch, aber er sagte nichts, und er that es auch später nicht.

Der Kommandeur wurde trank, sehr trank; es war Gelenkrheumatismus, und er hatte heftige Schmerzen. Früher hatte ihm niemals etwas gefehlt, daher war er doppelt ungeduldig und klagte jämmerlich.

„Möchtest Du nicht irgend etwas haben, Lind?“ fragte der Admiral, der zu ihm kam und sich nach ihm umfah.

„Nein, danke, Du, ich kann doch nichts genießen!“ — „Si, das Einzige wäre noch ein kleines Glas von meinem eigenen Rum, — bringe doch die Flasche mit, wenn Du morgen kommst!“

Das that der Admiral, und der Kommandeur, der noch mehr litt als am vorhergehenden Tage, konnte nur mit Mühe die Flasche halten.

„Rörby!“ sagte er mit schwacher Stimme, „Du weißt, man sagt von alten Seelenten, daß sie nicht sterben können, ehe die Ebbe ausgelaufen ist. Weißt Du nun, was ich glaube? Ich muß sterben, aber ich kann nicht sterben und liege hier und quäle mich, weil der Rest in der Flasche nicht ausgegessen ist, — nein, unterbrich mich nicht, ich weiß sehr wohl, was ich sage! Du tanntst es gern Aberglauben nennen, aber wir haben selber meinen Termin angefaßt, und der Termin war aus. Du hast ihn künstlich verlängert, — ja, das hast Du gethan! Du hast gemogelt, lieber Rörby, Du hast in die Flasche nachgegessen, — in bester Absicht, natürlich! — und ich war so feige, den Mund zu halten, obwohl ich es sehr gut merkte. Aber man kann auf die Dauer weder den lieben Gott noch den Tod überlisten, und deswegen lasse ich jetzt selber die Ebbe auslaufen, — es hätte früher geschehen sollen!“

Damit trank der Kommandeur den Inhalt der ominösen Flasche in einem Zuge aus, reichte dem Admiral die Hand und sagte: „Das hat gut gethan! Grüße Deine liebe Frau und danke ihr für alle ihre Freundlichkeit. Wenn der liebe Gott mir gnädig ist, so sehe ich Dich wie auch sie wieder. Adieu, mein Junge!“

Und am nächsten Tage starb Kommandeur Lind.

Schicksale nach dem Tode.

In der österreichischen Hauptstadt wird jetzt über den ganzen Ring und den Donauquai führende elektrische Tramway bei der Oper ein Stück weit in die innere Stadt Wien geleitet, und zwar bis zum Neuen Markt, wo der schöne Donnerbrunnen steht und wo sich die alte Kapuzinerkirche mit dem Kloster befindet, in dessen Grünflächen die Mitglieder der kaiserlichen Familie in ihren Silber-, Erz- und Kupferfärgen die letzte Ruhe finden. Da die elektrische Leitung unterirdisch geführt wird, mußten die Kapuziner ihre Einwilligung dazu geben, daß ihr Hauptabfuhrkanal aufgerissen und tiefer gelegt werde. Der alte Kanal bildete beim Austritt eine scharfe Ecke, und als dieser Theil bloßgelegt werden sollte, fand man im Winkel, der ganz trocken geblieben war, ein vollständiges Skelett, mit den wohl erhaltenen Färsen im Todenscheitel, was darauf schließen ließ, daß es keineswegs sehr lange an diesem Ort gelegen haben könne. Es mußte eine Art religiöser Fetter bei Niederlegung dieser irdischen Leberreste stattgefunden haben, denn an der Wölbung, welche sich über dem Skelett befand, war ein großes, deutlich wahrnehmbares schwarzes Kreuz aufgezeichnet, das wohl mit dem Rauch einer Fackel gemacht wurde. Als das Skelett aufgehoben wurde, zerfiel es in seine Theile. Dieser Thatsache hat sich nun die Pflanzfäule der Wiener Bevölkerung bemächtigt, und die Leute erzählen einander schauernd in Flüsterreden, das Skelett sei von Kapuzinermönchen dem Metallsarge des Kronprinzen Rudolph entnommen worden, weil der Orden seinen Selbstmörder innerhalb seiner Mauern duldet. Es wird daran erinnert, daß die Wölbung dem Kronprinzen das Begräbniß in der Gruft verweigerten, und daß der Kaiser ein Telegramm von 2000 Worten an den Papst sandte, um ihn zu bestimmen, daß er die Kapuziner vom Neuen Markt zwinde, die Gruft für den Kronprinzen zu öffnen. Sie thaten es denn auch, und es ist nicht ihr Schaden gewesen. Die Gebeine des unglücklichen Kronprinzen ruhen auch gewiß ungestört in dem Metallsarge, der zwischen dem Sarkophag der ermordeten Kaiserin und dem Sarge des hingerichteten Kaisers Max von Mexiko steht.

Ein guter Kerl.

Ein Anwalt hat seinen Klienten von der Anlage, einen Ring geschlossen zu haben, mit großer Mühe freibekommen, nach Schluß der Verhandlung rann ihm der Klient zu. „Ich dank' Ihnen, Herr Anwalt, für Ihre Mühe.“ Gelblich sah er den Anwalt an, aber hier haben Sie den beehrten Ring, nehmen Sie ihn als Andenken.“

„Wie so?“